

Tränen in der Toskana

In Europa herrscht wieder Krieg. Auch deshalb beschließt unser Autor, zum Soldatenfriedhof am Passo della Futa zu reisen. Und das Grab seines Großvaters zu suchen, der 1944 in Italien gefallen ist. Gedanken zum Weltfriedenstag der Vereinten Nationen

Von Jens Blankennagel, Berliner Zeitung, 21.09.2023

Eigentlich weiß ich über diesen Mann so gut wie nichts. Aber ich kenne sein Gesicht. Diesen ernsten, melancholischen Blick auf den zwei Fotos, die es von ihm gibt. Ausgeblichen und natürlich in Schwarz-Weiß. Das sind die Farben längst vergangener Zeiten, die Farben der Familienalben, der Dokumentarfilme. Für einen Film war dieser Mann allerdings zu unbedeutend, zu alltäglich. Ein junger Bauer von 36 Jahren, der sich 1944 gerade sein Leben aufbaute: mit seiner Frau und zwei Kindern in einem winzigen Dorf im Sudetenland. Von ihrem kleinen Haus hatten sie einen grandiosen Blick ins Böhmisches Mittelgebirge. Eine Gegend, über die der Entdecker Alexander von Humboldt gesagt haben soll, sie gehöre zu den schönsten Regionen weltweit. Dort lebte Alois Zobel. Mein Großvater. Gefallen im Zweiten Weltkrieg in Italien.

Als ich meiner Mutter erzählte, dass unser Urlaub uns auch in die Toskana führt, drückte sie mir einen Reiseführer in die Hand. Darin war nur ein Lesezeichen, auf Seite 153 stehen ganz unten zwei Sätze: „Fährt man in Richtung Passo della Futa (903 Meter hoch), kommt man an die sagenhafte ‚Gotische Linie‘, die im Zweiten Weltkrieg von den Deutschen erbittert gehalten wurde. Hier liegen

über 30.000 Gefallene auf einem deutschen Soldatenfriedhof.“ Einer davon: Alois Zobel. Das Foto seines Grabsteins dient als Lesezeichen.

Voller Schmerzen, ohne Hoffnung

Ich kann nicht sagen, warum ich sofort wusste, dass ich auch dorthin will. Sicher, weil wieder Krieg herrscht in Europa, der größte seit Ende jenes Weltkrieges, in dem mein Großvater starb. Wieder kommen Menschen um durch einen Krieg. Soldaten und Zivilisten, Unschuldige und Schuldige. Jeden Tag. Vielleicht wollte ich an dieses Grab, weil wieder junge Kerle in den Kampf geschickt werden. Abkommandiert von mächtigen alten Männern, deren Schreibtische weit entfernt stehen von den Schüssen an der Front.

Die Mächtigen sagen: Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Die Pazifisten sagen: Kriege sind sinnlos und schaffen nur Opfer, aber keine Gewinner. In den offiziellen Sonntagsreden will niemand Krieg, und alle sprechen davon, wie elementar Frieden ist. Und doch verzichten nur 25 der 195 Staaten auf Armeen. Und im vergangenen Jahr wurden weltweit 2000 Milliarden Dollar für Waffen ausgegeben.

Vielleicht wollte ich an diesem Grab auch einfach nur betrauern, dass ich nie einen Großvater hatte. Beide starben jung, Alois Zobel ist 8221 Tage vor meiner Geburt gefallen. Elendig verreckt unter Schmerzen und ohne jede Hoffnung, sogar ohne jeden Glauben an seinen Gott. So legen es jedenfalls seine Briefe von der Südfront nahe.

Frieden ist eine feine Sache, die beste von allen, aber Krieg ist der Normalzustand bei den Menschen. Leider. Das zeigt sich allein daran, dass es für den Frieden keine positive Eigendefinition gibt. Es heißt nicht: Frieden ist das erstrebenswerte Ziel allen menschlichen Tuns. Nein. Es gibt nur eine negative Definition: Frieden ist die Abwesenheit von Krieg oder bewaffneten Konflikten.

Dabei ist Krieg nichts Angeborenes, nichts Urtümliches, nichts Animalisches. Tiere führen keine Kriege. Wenn Raubtiere ihre Nahrung jagen, sind sie unerbittlich ihrer Beute gegenüber. Und sie werden sicher nicht von moralischen Skrupeln geplagt. Sie wollen einfach überleben. Unter

tierischen Artgenossen mag es durchaus Machtkämpfe geben, aber keine organisierten Kriege, durch die sich ganze Gruppen gegenseitig ausrotten wollen. Das ist eine Verhaltensweise von Menschen. Der Krone der Schöpfung, die notfalls bis aufs Blut kämpft um Macht und Reichtum, um die Vergrößerung von Herrschaftsgebieten oder für irgendeinen Gott.

Vom Wahnsinn der Kriege zeugen auch die 830 deutschen Soldatenfriedhof in 46 Staaten, die die Kriegsgräberfürsorge betreut. Etwa das Gräberfeld am Futa-Pass, auf dem mein Großvater beerdigt wurde. Vielleicht wollte ich auch deshalb dorthin, damit unserem kleinen Sohn klar wird, wie schön es ist, dass er seine Großväter kennenlernen konnte, weil es in Deutschland seit 78 Jahren keinen Krieg gab.

Dabei ist Krieg die große Konstante in der Geschichte der Menschheit. In den vergangenen 3500 Jahren wurde 3250 Jahre lang gekämpft und getötet. Nur 250 Jahre herrschte Frieden. Seit 1945 soll es nur 26 Tage ohne Krieg gegeben haben.

Wir reisen durch ein friedliches Italien, bestaunen das jahrhundertealte Siena, essen das angeblich beste Eis der Welt in San Gimignano und fahren durch Landschaften, die schon in der Antike als spektakulär galten. Vom letzten Krieg ist keine Spur zu erkennen. Erst auf dem Weg nach Venedig geht es hinter Florenz von der Autobahn ab. Immer höher fahren wir in die Berge zum Futa-Pass, zum größten deutschen Soldatenfriedhof in Italien, inmitten einer weiten, einsamen Berglandschaft. Ganz in der Nähe soll mein Großvater gefallen sein. Soldaten sterben entweder den Heldentod oder fallen.

Eine Floskel wird zum Gebet

Diese Soldaten waren vielleicht überzeugte Nazis oder begeisterte Krieger. Oder sie waren verblendet, naiv oder trauten sich nicht, Befehle zu verweigern. Die meisten von ihnen hatten sicher andere Träume, als auf dem Schlachtfeld zu sterben. Italien war 1944 kein Verbündeter mehr; die Deutschen sollten hier jene Soldaten aufhalten, die aus aller Welt kamen, um den Größenwahn von Hitler und den Nazis zu stoppen.

Vor dem Friedhof gibt es einen Parkplatz. Auf den weiten Wiesen unter den alten Kiefern stehen Schilder mit roter Schrift: „No Picnic“. Andere Schilder warnen vor Autodieben. Die Gräber sind schlicht. Steinplatten mit jeweils zwei Namen liegen flach im Gras. Stein neben Stein, Gräberfeld neben Gräberfeld. Sie umschließen ein hohes Mahnmal. Die 74 Grabfelder sind so unübersichtlich angeordnet, dass wir die Ruhestätte von Alois Zobel nicht finden.

Vielleicht wollte ich zu seinem Grab, weil von ihm so gut wie nichts geblieben ist. Nur eine Kleiderbürste, zwei Fotos und 52 Soldatenbriefe. Sie zeigen die äußerst korrekte Handschrift eines Menschen, der im Alltag selten schreibt und sich bei jedem Wort richtig Mühe gibt. Er schrieb in Sütterlin-Schrift, die ich nicht lesen kann, aber meine Mutter hat alles übersetzt. Meist stehen da nur schüchterne Liebeschwüre an die Frau, bescheidene Bitten um Tabak, wunderschöne Naturbeschreibungen.

Ich war später in der DDR bei der Armee, und beim Lesen ahne ich die vielen Lügen in den Briefen. Denn schon unsere Zeilen zu Friedenszeiten waren beschwichtigend und schönten gehörig unsere Gemütslage, unseren Frust bei der NVA.

Die Briefe von damals kamen von der Front, und dort war die Zensur allmächtig. Die Soldaten durften nicht einmal schreiben, wo sie stationiert waren. Bei der Lektüre wird klar, dass massenhaft Briefe einkassiert wurden, und in jenen, die die Familie erreichten, fällt kein einziger Schuss. Mein Großvater schreibt nicht, ob und wie oft er getötet hat oder ob ihn Todesangst umtreibt. Die ist bestenfalls erkennbar in der ständig beschworenen Hoffnung, irgendwann wieder zu Hause zu sein.

Wir gehen über diesen Totenacker am Rande der Toskana, in dieser elegischen Berglandschaft, und ich denke an jenen Brief, in dem sich mein Großvater freut, dass er nicht an die Ostfront muss, sondern nach Italien darf. Florenz ist vielleicht schöner als Stalingrad, aber für den Tod ist das egal.

Knapp zwei Monate lang erreichen den Soldaten Alois Zobel keine Briefe seiner Familie; er hadert, betet, flucht, wird immer hoffnungsloser. Unter jedem Brief steht: „Auf Wiedersehen“. Seine ultimative Abschiedsformel. Was für die meisten eine belanglose Floskel ist, war sein sehnlichster Wunsch, sein einziger. Dieses „Auf Wiedersehen“ wird sein Gebet, sein Mantra.

Dann der Brief vom 17. Februar 1944. Mit einem Schlag ist die schöne Handschrift dahin. Der erste Satz lautet: „Ich bin leider heute früh 3 Uhr ziemlich schwer verletzt worden.“ In seiner Nähe schlug eine Granate ein, der Soldat neben ihm war sofort tot. Ihm selbst zerschlug ein Granatsplitter den rechten Oberschenkel. Zum ersten Mal fehlt sein „Auf Wiedersehen“. Vielleicht ein Zufall, vielleicht eine Vorahnung.

Dann, drei Briefe später, das letzte Zeugnis von ihm. Brief Nr. 52. Auch er endet ohne ein „Auf Wiedersehen“. Die letzten Worte an seine Familie sind: „Ich kann nicht mehr.“ Der Feldpoststempel mit Reichsadler und Hakenkreuz trägt das Datum 24. Februar 1944. Sein Todestag.

Auf der Suche nach seinem Grab irren wir fast zwanzig Minuten über den Friedhof. Ich werde immer mehr zu einem Gefangenen der alten deutschen Friedensromantik, die derzeit gern als naiv belächelt wird. Angesichts der endlosen Grabreihen kommt mir die neue deutsche Kriegsromantik von „Panzer-Toni“-Hofreiter & Co. falsch vor, wie das Denken von Leuten, die nicht selbst schießen müssen.

Nach langer Suche finden wir endlich Gräberfeld 55 und das Grab 180, das sich mein Großvater mit einem Peter Scholtes teilt. Die Namen auf dem Stein sind fast nicht mehr zu entziffern. Ich könnte auch am Grab eines anderen stehen, und doch fließen die Tränen. Heftig und unaufhaltsam. Ich weiß nicht viel über diesen Mann, und doch weine ich um ihn. Es ist mir nicht mal peinlich. Unser kleiner Sohn ist sicher irritiert nach all der heiteren Ausgelassenheit im sonnigen Italien.

Wer über solch riesige Gräberfelder läuft, will erst mal nicht mehr darüber diskutieren, unter welchen Bedingungen ein Krieg ein gerechter ist oder welche schweren Waffen den Angegriffenen geliefert werden könnten oder müssen. Wer all die stummen Zeugnisse des Todes sieht, will nur noch Frieden und ärgert sich, dass derzeit fast alle nur der Logik des Krieges folgen und fast niemand über die Möglichkeit von Frieden diskutiert.

Im Himmel und auf Friedhöfen sollen Menschen ihren Seelenfrieden finden. Und sicher wird auch jetzt irgendwo in der Ukraine ein Grab ausgehoben. Und vielleicht steht dort 79 Jahre später ein Enkel, legt mit seinem Kind ein paar Blumen nieder, heult und schüttelt den Kopf über die Unvernunft der Menschen.

Das fünfte Gebot lautet: Du sollst nicht töten. Und doch werden ständig Begründungen dafür gefunden, warum der Griff zur Waffe unablässig ist. Krieg ist ein Grundmotiv der Menschheit. Leider. Als nach der Apokalypse des Zweiten Weltkrieges in Europa jahrzehntelang die Waffen schwiegen, wurde das nicht etwa als Großer Frieden bezeichnet, sondern als Kalter Krieg.

Krieg, immer wieder Krieg. Aber es besteht eine gewisse Hoffnung. Zwar toben weltweit derzeit zwei Dutzend große bewaffnete Konflikte, aber der Begriff Krieg ist verpönt. Als die Bundeswehr nach Afghanistan entsandt wurde, sprach die Politik immer von einer humanitären Mission. Die K-Worte – Krieg oder Kampfeinsatz – waren lange Zeit tabu.

Armeen sind oft nicht mehr der ganze Stolz einer Nation, sondern meist eine Art Feuerwehr, die sich die Staaten in der Hoffnung halten, sie nicht einsetzen zu müssen. In Deutschland – egal ob Ost oder West – wurden Soldaten jahrzehntelang belächelt oder beschimpft. Mit Putins Angriff auf die Ukraine steigt ihr Ansehen wieder, aber nicht das von Kriegen. Auch Putin erlaubt nicht, von Krieg zu sprechen, sondern nur von einer militärischen Sonderaktion.

Mein Großvater starb im Krieg aller Kriege, dem Zweiten Weltkrieg, der so heftig wütete, dass seither alle Angst vor einem dritten haben. Die Steine dieser Begräbnisstätte sprechen eine klare Sprache; aber mindestens so eindrücklich sind die drei Bücher im Besucherzentrum. Schwer und groß liegen sie auf dem Tisch. Dort sind die Namen aller Begrabenen akkurat aufgelistet, ihre Dienstgrade, das Datum ihrer Geburt, der Tag ihres Todes, ihre Grabnummer. Name um Name, Seite um Seite. Auf Blatt 1810 steht der Name Alois Zobel. Darunter noch drei andere Zobels: Ernst, Georg und Hilmar. Insgesamt 30.683 Tote.

Aber es geht nicht nur um diese Männer hier, die getötet haben und getötet wurden, es geht nicht nur um die endlosen Namen auf den unzähligen Soldatenfriedhöfen in aller Welt – sondern auch um die vielen ungenannten Kriegsoffer, die Zivilisten, die Unschuldigen. Geschätzt waren 65 Millionen Tote im Zweiten Weltkrieg zu beklagen.

Für meinen Großvater war dieser Krieg zwar an jenem 24. Februar 1944 vorbei, aber nicht für all jene, die noch lebten. An den 30.683 Namen hängen 30.683 Familien, Eltern, Ehefrauen, Verlobte, Kinder, Freunde. Meine Großmutter verlor nicht nur ihren Mann, ihr waren zuvor auch zwei Kinder

gestorben; und drei Monate nach der Kapitulation der Nazis verloren sie auch ihre bisherige Heimat in Tschechien, weil sie Sudetendeutsche waren. Dass die Deutschen aus Osteuropa vertrieben wurden, war eine Strafe für all die Verbrechen der Nazis und dafür, dass Hitler die Welt angegriffen hatte.

Meine Großmutter hat so viele Schicksalsschläge ertragen und durchleiden müssen, dass es für zwei Romane reichen würde. Aber das ist eine andere Geschichte, und Geschichten von Müttern in Kriegen werden selten erzählt. Meine Großmutter lebte noch 40 Jahre. Sie blieb allein, ohne Mann. Sie war eine freundliche Frau, aber immer still und ernst. Nie hat sie von ihrem Alois erzählt. Sie konnte nicht. Der Verlust schmerzte zu sehr. Anders als von ihrer Schwester, deren Mann aus dem Krieg zurückkam, hörte ich von ihr nie ein ausgelassenes Lachen.

Über dem Friedhof ziehen Wolken dahin. Die Schatten am Himmel passen besser zu diesem Ort als die Sonne zuvor. Am Grab meines Großvaters rupfe ich mir etwas Spitzwegerich, derzeit meine Lieblingspflanze, weil ihr Saft gut gegen die vielen Mückenstiche dieser Reise hilft. Ich lege die Pflanze zum Trocknen in den Reiseführer zu dem Foto von seinem Grab. Als wir gehen, lesen wir am Ausgang des Friedhofs auf einem Schild einen Satz von Albert Schweitzer: „Die Soldatengräber sind die großen Prediger des Friedens.“

Der Tod meines Großvaters erscheint mir so sinnlos. Dabei lebe ich nur, weil er hier krepirt ist. Das wird mir auf der Fahrt durch die italienischen Berge bewusst: Ohne diesen verdammten Krieg hätten sie ihn nie eingezogen, wäre er nie gefallen, sondern in seinem Dorf geblieben. Seine Familie wäre nie vertrieben worden, und meine Mutter wäre heute Tschechin und hätte in der Fremde nie meinen Vater kennengelernt ... Ich säße nicht in diesem Auto.

So verblassen die Schrecknisse des Krieges

Die Gebeine meines Großvaters in der Tiefe seines Grabes sind längst verschwunden. Mein Großvater ist nur noch Erinnerung. Und auch die löst sich auf, denn es lebt nur noch eine einzige Person, die ihn persönlich gekannt hat, wenn auch nur kurz: seine Tochter, meine Mutter. Sie ist gerade 89 Jahre alt geworden. Irgendwann wird Alois Zobel nur noch ein abstrakter, unleserlicher Name auf einem Stein sein. So verblassen die Schrecknisse eines Krieges.

Aber da sind ja noch seine 52 Briefe, die zwei Fotos und diese eine Kleiderbürste. Früher, in den langen Wintern in den böhmischen Bergen, wenn er als Bauer auf den Feldern nichts zu tun hatte, soll er gern in der warmen Stube gesessen und unter der Petroleumlampe solche Bürsten gefertigt haben.

Nur eine einzige hat den Krieg überstanden. Sie liegt griffbereit im Flurschrank meiner Mutter. Sie benutzt sie nur selten. Aus Respekt. Nicht nur, weil es eine wirklich perfekt handgemachte Bürste ist, sondern weil es die Hände ihres Vaters waren, die diese Bürste gemacht haben. Sie gehört zu den wenigen Dingen, die die Familie mitnahm im Sommer 1945, als die Welt den Sieg über Hitler feierte und die Deutschen aus dem Osten vertrieben wurden. Sie durften nur mitnehmen, was sie selbst tragen konnten. Kriege enden nicht mit dem letzten Schuss; sie dauern immer um ein Vielfaches länger als die Kämpfe auf den Schlachtfeldern.

Irgendwann werde ich die Bürste erben. Vielleicht werde ich sie benutzen, vielleicht nicht. Auf alle Fälle hebe ich sie auf und erzähle unserem Sohn irgendwann, was es mit diesem unscheinbaren alten Ding auf sich hat. Vielleicht versteht er dann besser, warum sein Vater mit ihm nicht nur zum Eisessen in Italien war und zum Baden, sondern auch zum Heulen und zum Nachdenken.